



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Der Augsburger Reichstag 1530

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Arnstadt, Februar 1530, legte er den Sachsen nahe, dem Kaiser vor dem Reichstage „gut gründlichen Bericht“ zu erstatten; sein Bruder werde die Sache fördern. Dem schien die kaiserliche Ausschreibung zum Reichstage nach Augsburg auf den 8. April zu entsprechen. Der Kaiser wolle dort, hieß es, „eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütigkeit“ anhören.

Mit den Grafen von Nassau und Neuenahr und stattlicher Instruktion wurde Hans Dolzig als Vertreter Kursachsens und in der ausgesprochenen Absicht, von den anderen Protestierenden abzurücken, dem Kaiser entgegengesandt. Der frühzeitig nach Augsburg abgereiste Kurfürst dachte auch selbst dem Kaiser schon in Innsbruck aufzuwarten. Aber der Kaiser trug mehr Laft zur Schau, als die Sachsen: es schickte sich nicht, vor dem Reichstage in Sonderverhandlungen mit einzelnen Ständen einzutreten.

Die Aufspaltung der Protestanten lag vor aller Augen.

Der Augsburger Reichstag 1530

So stellte sich die Lage dar, als der gekrönte Kaiser im Juni über Innsbruck nach Augsburg zog. In Innsbruck traf er sich mit seinem Bruder Ferdinand und seiner Schwester Marie von Ungarn; auch mit seinem Schwager Christian von Dänemark, der nun seine ganze Vergangenheit Lügen strafte und vor dem päpstlichen Legaten Campegio reumütig zur römischen Kirche zurückkehrte, um des Kaisers Gnade und Hilfe für die Wiedereroberung seiner nordischen Reiche zu gewinnen. Schon im Vertrage von Tier (8. Februar) hatte er sich und seine Kronen dem Kaiser verschrieben. Er wolle stets dem Willen des Kaisers, König Ferdinands und Margaretes folgen, bei dem katholischen Glauben „verbleiben“ mitsamt seinen Reichen, wenn er darin mit kaiserlicher Hilfe wieder eingesetzt sei; auch ein treuer Bundesgenosse sein gegen alle Feinde zu Wasser und zu Lande, besonders gegen die Türken; den Untertanen des Kaisers Handelsfreiheit gewähren im ganzen Norden.

Dem Kaiser winkte noch Größeres. Welcher Willkomm, daß sich ihm gleichzeitig auch England zu Füßen legte. Heinrich VIII war so erpicht auf seine Ehescheidung, daß er alles in Bewegung setzte, zu seinen Gunsten theologische und juristische Gutachten zusammenzubringen; erst recht, des Kaisers Zustimmung zu erlangen, weil er wußte, daß davon das Verhalten des Papstes abhing. Er

hatte um Weihnachten 1529 den kaiserlichen Gesandten Chapuys wissen lassen, daß er dem Kaiser ganz England übereignen wolle, wenn er ihm helfe. Karl hat die Demütigung des Dänenkönigs entgegengenommen, weil sie in seiner Linie lag. Aber in der englischen Sache empfand er viel zu sehr im Sinne seiner gekränkten Familie, als daß er auch nur einen Augenblick auf dieses Liebeswerben hätte eingehen können. Vielmehr schrieb er alsbald, schon in seinem ersten Briefe aus Deutschland, an die kaiserliche Gemahlin nach Spanien sehr nachdrücklich, sie möge ihrerseits zum Schutze ihrer Tante alle Theologen und Juristen, Einzelgelehrte und Universitäten aufbieten — und das „mit aller Sorgfalt und Rührigkeit“!

Auf viel schwerere Proben sollte ihn die deutsche Frage stellen. Im Grunde hatte sich seine Meinung von Ketzerei und Kirchentum seit Worms nicht im geringsten geändert. Aber ihm stand ja längst gar nicht mehr ein einzelner Ketzler gegenüber, sondern eine Reihe von Ständen, die weniger durch dogmatische Angriffe, als durch allerlei Neuerungen im äußeren Kirchenwesen und durch die Ablehnung von Edikt und Reichstagsabschieden sich als „Rebellen“ erwiesen. Damit war die Frage auch für den Kaiser in den Bereich des Politischen getreten, wo man verhandelte, hinhielt, Gelegenheiten wahrnahm. Wir haben früher merkwürdige Vorschläge kennengelernt für Aufschub oder Straflosigkeit als Entgelt für politische Hilfe. So schwankten denn auch jetzt die Überlegungen in bezug auf „die Mittel der Abhilfe“ mannigfach.

Man konnte in Güte verhandeln oder mit Gewalt vorgehen; oder beides vereinigen und nach dem Räte Loaysas die Theologen und Fürsten durch Gaben und gute Worte gewinnen, dem niederen Volk gegenüber aber zur Gewalt greifen; „diese allein heilte den Aufstand Spaniens gegen seinen König; sie wird es auch sein, die Deutschlands Untreue gegen Gott heilen wird“. Daneben gab es ein Drittes, nämlich die so oft angerufene Entscheidung eines Konzils. Dieses aber stand beim Papste, und man wußte, daß es ihm verhaßt war. Eben deshalb war es vom kaiserlichen Kabinett in den Zeiten des Kampfes laut gefordert worden. Der Kaiser selbst hing daran, auch weil ihm bei einem allgemeinen Konzil als Vogt der Kirche eine besondere Rolle zufallen mußte. Als er dem Papste Mitteilung machte von seinem Verbot einer deutschen Nationalversammlung im Juli 1524 riet er ihm, dieser Versammlung durch baldige Ansage eines Universalkonzils zuvorzukommen. Er fügte damals hinzu: „Da die Deutschen bitten, es in Deutschland zu halten, so könnte Seine Heiligkeit Trient dafür wählen, das sie für eine deutsche Stadt halten, obwohl es eigentlich schon Italien ist“; später könne man den Ort immer noch

ändern. Dann wurde für den Reichstag von Speyer 1526 eine Verständigung zwischen Papst und Kaiser über ein Konzil angekündigt; ja, am Kaiserhofe erwog man jetzt zeitweilig sogar ein Nationalkonzil; Karl schrieb am 23. Dezember 1528 an seinen Bruder zu der Proposition für einen neuen Reichstag, ihm seien nachträglich doch Bedenken gekommen gegen ein Nationalkonzil, „denn je mehr die deutsche Nation unter sich ist, um so mehr wird sie zu Irrtümern neigen“.

Der Friedensschluß zu Barcelona war freilich nicht wenig erleichtert worden durch die Zurückhaltung des Kaisers in der Konzilsfrage; der Papst wollte dafür den Deutschen in anderer Form „entgegenkommen“ — ein bedeutungsvolles Stichwort. Allein in Bologna hatte der Kaiser nach seinen Memoiren das Thema doch wieder aufgenommen, und seine weitere Korrespondenz mit Loaysa und dem Papste bestätigt das. Die Meinung war nur offenbar die, daß man den Deutschen zwar die Genugtuung eines allgemeinen Konzils geben wollte, aber erwartete, daß die „Abgewichenen“ bis dahin wieder der alten Kirche gemäß leben sollten, vor allem unter der Jurisdiktion der Bischöfe, was vom deutschen Standpunkte aus unvorstellbar blieb.

Alles kam auf die Eindrücke an, die Karl selbst in Deutschland gewinnen würde.

In Innsbruck trafen die habsburgischen Brüder mit ihren Beratern die letzten Vorbereitungen für den Reichstag. Der Kaiser hatte jetzt außer Granvelle die Staatssekretäre Cobos und Perrenin bei sich; Ferdinand den Kanzler Gles. Auch Marie war nicht ohne Räte. Der päpstliche Legat Campeggio übergab dem Kaiser seine scharf fordernde Denkschrift; doch standen die Meinungen noch unvermittelt nebeneinander.

Von Innsbruck ging es über München nach Augsburg, wo die Fürsten in großer Zahl erwartungsvoll zusammengeströmt waren; dieses Mal sah man auch den redgewandten Joachim von Brandenburg und Herzog Georg von Sachsen wieder. Nach dem kaiserlichen Ausschreiben vom 21. Januar 1530 wollte man „die Zwietrachten hinlegen, vergangene Irrsal unserem Seligmacher ergeben und eines jeglichen Opinion in Liebe und Gütigkeit hören, verstehen und erwägen, und also alle in einer Gemeinschaft, Kirche und Einigkeit leben“. Es klang sehr vertrauenerweckend, daß der Kaiser die Hand dazu bieten wollte, „alle Meinungen zu einer einigen christlichen Wahrheit zu vergleichen und alles, so zu beiden Teilen nicht recht ausgelegt oder gehandelt ist, abzutun“.

Die ersten Maßnahmen entsprachen nicht ganz dieser Ankündigung. Seiner Gemahlin schrieb der Kaiser am 8. Juli: „Ich kam durch Bayern, wo die

Herzöge, treue Anverwandte und Diener, mich wohl aufnahmen. In Augsburg traf ich am Vorabend von Fronleichnam (16. Juni) ein, von den Kurfürsten, Fürsten und Gesandten feierlich empfangen. Am folgenden Tage fand die Prozession statt, die schon einige Jahre unterblieben war. Ich ging mit, in meiner gewohnten Art. Und obwohl einige Lutheraner nicht zur Prozession kamen, wurde ich doch von vielen begleitet, denn es gibt deren, die im Glauben feststehen, bei weitem mehr als von den anderen. Man hat auch schon begonnen mit der Glaubenssache, um diese Kezerei mit der Wurzel auszureißen. Was hier in der Stadt am meisten Schaden anrichtete, waren die Predikanten der lutherischen Fürsten. Deshalb ist unter allgemeiner Zustimmung bekannt gemacht, daß bei Strafe nur die von mir bestimmten Prediger reden dürfen. Das war ein guter Anfang. Die Eröffnung des Reichstages erfolgte am 20. Juni und die Proposition enthielt drei Punkte. Der erste und wichtigste betraf den Glauben; der zweite die Türkennot und Ungarn; der dritte die Regierung von Deutschland. Ich hoffe zu Gott, daß alles in seinem Sinne vollbracht wird."

Das war das etwas äußerliche Bild von den Vorgängen, das sich der Kaiser in diesen Tagen machte.

In der Tiefe aber rangen auf beiden Seiten miteinander tastendes Entgegenkommen, trotziges Selbstbehauptung und die ehrliche Sorge um Erhaltung der Kircheneinheit und des Friedens. Jetzt waren auch die Altkirchlichen besser gerüstet und heftiger in ihren Forderungen. Nicht nur der Legat; auch die deutschen Theologen und Fürsten, die im Januar durch lebhaftes Werbungen Ferdinands angeregt waren, die kezerischen Lehren und ihre üblen Folgen zusammenzustellen. Vornehmste Frucht dieser Bemühungen waren 404 Artikel des Ingolstädter Professors Dr. Johannes Eck, die er mit Schreiben vom 14. März 1530 dem Kaiser überreicht hatte. In Augsburg kamen diese Artikel auch Melanchthon in die Hand, und es ist glaubhaft, daß sie ihn mit bestimmten, als er daranging, im Auftrage seines Kurfürsten das Bekenntnis zu formulieren.

Beide Teile also traten geharnischt in die Kampfbahn. Am 25. Juni übergaben Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzöge Ernst und Franz von Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt, Graf Albrecht zu Mansfeld und die Boten der Städte Nürnberg und Reutlingen ihr Bekenntnis in der von Melanchthon redigierten Form. Der Landgraf ging nur zögernd mit. Die oberdeutschen Städte fehlten; sie traten etwas später mit dem Vierstädtebekenntnis hervor, der Tetrapolitana, die aber nicht mehr vom Kaiser selbst entgegengenommen wurde, so wenig wie Zwinglis Ratio fidei.

Gleichwohl war es doch ein neuer großer Moment. Neben die staatspolitische Gruppe der Protestanten von 1529 traten die dogmatisch vereinigten Augsburgischen Konfessionsverwandten. Von dem politischen Gebiet glitt man im Zuge der uns in den Anfängen schon vertrauten Bekenntnisbewegung wieder in das Theologische hinüber, und der Reichstag wurde nun doch eine Nationalversammlung in Kirchensachen. Nur daß der Kaiser jetzt die letzte Entscheidung beanspruchte, gestützt auf eine altkirchliche Mehrheit.

Die Konfession ist ausdrücklich an diesen Kaiser gerichtet, dem die Unterzeichner alle schuldige Ehrerbietung entgegenbrachten. Sie enthält die Grundzüge der Glaubenslehre unter Ablehnung gegenteiliger Meinungen in 21 Artikeln, einschließlich der Lehre von der Kirche und der Sakramente unter Hinzufügung von Artikeln über den freien Willen, die Rechtfertigung, gute Werke und Heiligenverehrung. Sie bekannte sich zu dem von Gott gesetzten weltlichen Regiment unter ausdrücklicher Ablehnung der Wiedertäufer auch in diesem Punkte; nicht minder zur Berufung der Geistlichen, zur Zucht und zu ernstlichen guten Werken. An die Hauptartikel schlossen sich solche, in „welchen Zwiespalt ist“, mit einer Verantwortung für die Änderungen, die man eingeführt hatte, „damit kaiserliche Majestät erkennen möge, daß hierin nicht unchristlich oder freventlich gehandelt, sondern daß wir durch Gottes Gebot gedrungen sind“. Da erscheinen die Darbietung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, der Bestand der Priester, die Messe, die Stellung zur Beichte und von den nichtigen Werken besonders die Speisengebote und die Klostersgelübde. Endlich wird die bischöfliche Gewalt behandelt, im Grunde die entscheidende Frage; denn hier war auch das Papsttum eingeschlossen, ohne daß es genannt wäre. Weltliches und Geistliches sollten reinlich geschieden sein; man darf die politisch wichtige Wendung gegen die geistlichen Fürsten ja nicht übersehen; die Schlüsselgewalt wird anerkannt, aber allein auf geistlichem Gebiet.

Wir wollen die theologischen Kernpunkte nicht gering schätzen, sogar gestehen, daß die lutherische Reformation auch dann gewiß nicht vergebens gewesen wäre, wenn sie nur innerhalb der alten Kirche Duldung für Lehrmeinungen und Bräuche erlangt hätte, in denen sich ihre religiöse Eigenart auszudrücken vermochte. Von dieser ökumenischen Einstellung aus ist sowohl Melanchthons weitgehendes Entgegenkommen zu würdigen, wie die Vermittlertätigkeit gelehrter kaiserlicher Räte und die Mitwirkung des von allen Seiten noch einmal brieflich angerufenen Erasmus. Am Hof stand auch die Königin-Witwe Marie von Ungarn den Vertretern maßvoller Neuerungen nicht ganz fern. Eine Erledigung der alten Gravamina konnte man auf diesem Wege erhoffen. Vor allem die Einigkeit deutscher Nation.

Auf der anderen Seite bleibt doch das weltgeschichtlich Erhebliche gerade die Zerschlagung der geistlichen Universalherrschaft, die Autonomie und die Heiligung des deutschen Staates aus dem Kampfe gegen die universalen Ideen. Nach menschlichem Ermessen war es wohl auch nur in einem neuen kirchlichen Gehäuse möglich, die religiös sittlichen Grundgedanken der Reformation auf die Dauer zu retten und zu verwirklichen. In der unbeirrten Einsicht in die Unvereinbarkeit seiner Grundhaltung mit dem Fortbestand der alten Autoritäten lag die Überlegenheit Luthers über Melanchthon, die in seinen ergreifenden Briefen von der Coburg die wärmsten und leidenschaftlichsten Töne fand, als man in Augsburg versuchte, auf der Grundlage theologischer Gespräche, Verschweigungen und Zugeständnisse zum gütlichen Ausgleich zu kommen.

Der Kaiser hielt nach Entgegennahme der Konfession Ende Juni eine Staatsratsitzung, in der drei Möglichkeiten erwogen wurden; entweder, die Konfessionisten unterwürfen sich einem kaiserlichen Schiedsgericht; oder sie täten das nicht, dann solle ihnen das Konzil angeboten werden unter der Voraussetzung, daß bis dahin alle Neuerungen unterblieben; wünschenswert in diesem Falle die vorherige Beseitigung der Mißbräuche durch den Papst; lehnten die Konfessionisten aber auch das Konzil ab, so bleibe nur der dritte Weg, die Gewalt. Man versuchte es zunächst auf friedliche Weise.

Der Kaiser und seine Räte betrieben den Ausgleich, weil sie die inneren und äußeren Schwierigkeiten, die einem allgemeinen Konzil entgegenstanden, deutlich sahen; sich auch darüber klar waren, daß angesichts der ungelösten europäischen Spannungen und der Türkengefahr eine Anwendung von Gewalt noch mehr Bedenken habe. So mäßigte denn der Kaiser selbst die Schärfe der altkirchlichen Theologen Faber, Cochlaeus und Eck in ihrer Antwort auf die Sätze und Begründungen der Konfession; erst nach wiederholter Überarbeitung ließ er das Ergebnis, die sogenannte Confutatio, am 3. August den Ständen vorlesen, und weiter durch einen Ausschuß von 14 Mitgliedern, 4 Fürsten oder Räten sowie 3 Theologen von jeder Seite, dann durch einen engeren Sechserausschuß noch bis zum 30. August, also durch mehr als zwei Monate die Vermittlungsversuche fortführen; er selbst beteiligte sich eifrig. Das Äußerste war einmal, daß Melanchthon persönlich mit dem päpstlichen Legaten in Fühlung trat — wenn auch natürlich vergebens. Schon am 28. Juli hatten sich die protestantischen Fürsten durch Melanchthon bei dem Legaten dafür bedanken lassen, daß er für den Weg der Güte statt für die Gewalt eintrete. So weitgehend war beiderseits das Friedensbedürfnis. Erst Melanchthons

Apologie der Konfutation ist sozusagen in wieder gewonnener Freiheit geschrieben. Nur langsam entfernte man sich erneut voneinander.

So unterließ es denn auch der Kaiser nicht, in der Konzilsfrage ebenfalls die letzten Möglichkeiten zu erschöpfen. Der Briefwechsel mit Loaysa ist ganz wesentlich von dieser Frage erfüllt. Am 14. Juli wandte sich Karl sogar durch ein Handschreiben an den Papst. Er nahm Bezug auf das, „was ich mit Eurer Heiligkeit in Bologna abgemacht habe“. Der Stil des Briefes, die häufigen Wiederholungen, die immer erneute Betonung derselben Grundgedanken würden das nur in Kopie erhaltene Stück auch dann als ein Erzeugnis der kaiserlichen Feder erweisen, wenn der Legat Campegio in einem Briefe an Salviati nicht ausdrücklich von dem eigenhändigen Brief des Kaisers spräche.

Er finde, schreibt der Kaiser, bei einem Teil der deutschen Fürsten große Furchtsamkeit, bei den anderen arge Hartnäckigkeit. Bei allen aber erkenne man den Wunsch nach einer besseren Ordnung, als der gegenwärtigen, und bei allen die Meinung, es sei das Beste, den Irrenden das Konzil innerhalb bestimmter Frist und an einem geeigneten Orte unter der Bedingung anzubieten, inzwischen von ihren Irrtümern zu lassen. Die Schlechten wünschten das Konzil, weil sie dächten, dabei etwas zu gewinnen. Die Guten wünschten es, um Schlimmerem vorzubeugen und weil unter dem Vorwurf der Konzilsverweigerung auch die Zweifelhaften verloren gingen, die Guten den Mut verlor, die Schlechten an Reckheit gewannen. Die Hauptschuld für das Unterbleiben eines Konzils würde man ihm und dem Papste zuschieben, während umgekehrt der Gewinn seiner Ausschreibung unendlich groß wäre, „denn in der Zwischenzeit haben sie nach unserem Glauben zu leben und sich danach dem Konzil zu fügen, das sicher etwas Gutes beschließen wird. Schlagen sie ein so billiges Anerbieten aus, so werden sie alle gegen sich haben. Gibt es aber kein Konzil, so gerät Deutschland (sagte er prophetisch), dieses stärkste und kriegerischste Land der Christenheit, in die größte Gefahr. Jetzt haben wir Frieden in der Welt, ohne den das Konzil nicht sein könnte und eher ein Schisma zu befürchten wäre. Sollte es aber wieder zum Kriege kommen, so würde man schlimmstenfalls das Konzil auflösen können. Wir aber, Eure Heiligkeit und ich, hätten dann das Unsere getan, und andere trügen die Schuld, und es wäre zu hoffen, daß Gott diejenigen züchtigen würde, welche die Schuld an dem Übel tragen. So bitte und flehe ich Euch an, damit wir den Ruhm des Guten gewinnen und die Last der Schuld von uns abwälzen. Es würde gut sein, daß Eure Heiligkeit inzwischen schleunigst das Ihrige täten gegen die Mißbräuche, die sich abstellen lassen; das würde angesichts der Lage eine große Hilfe sein“.

Auf den Konzilsbrief antwortete der Papst am 31. Juli sehr zurückhaltend; seine Einstellung blieb trotz aller Mahnungen und Bitten immer die gleiche. Als die Aussichten auf eine Verständigung in Augsburg am größten waren, in der zweiten Hälfte des August, drängte der Kaiser aufs neue, wenigstens in Entwürfen. Seine endgültige Antwort auf das Schreiben des Papstes erfolgte gleichwohl erst am 30. Oktober.

Wir haben ein Bild vom Kaiser aus diesen Jahren von Christoph Amberger. Es ist, als ob man den Kaiser inmitten einer dieser theologischen und kirchenpolitischen Verhandlungen belausche. Wie zuhörend sitzt er da, den Zeigefinger der rechten Hand in ein zum Öffnen bereites Buch gelegt. Seine Tracht verhältnismäßig schlicht, doch vornehm; in der Linken, die ein kostbarer Ring schmückt, hält er den Handschuh. Aus dem gekräuselten Hemdkragen blickt das bleiche Gesicht mit den blonden Haaren aus blauen Augen wie in die Ferne. Der häßlich vorgestreckte Mund mit den ungesunden Lippen hat etwas Hochmütiges, das Ganze doch einen sinnenden Ernst in Haltung und Zügen.

Er begann schon an der ehrlich versuchten Friedenspolitik zu verzweifeln.

Die Gegensätze in Deutschland waren in der Tat unvereinbar. Wie blutlos nimmt sich dazwischen die säkularisierte Religiosität des Erasmus aus, diese Vernünftigkeit, die um jeden Preis den Frieden wollte, die immer wieder betonte, man solle die Dinge nicht zu schwer nehmen, die Ketzereien würden sich geben gleich den viel zahlreicheren der alten Kirche! Diese gebildete Klugheit, die sich in der weiten christlichen Humanität wohl fühlte, nährte wohl die schon vorhandenen Neigungen des Hofes zur Vermittlung, zum Verhandeln. Denn je ernsthafter beide Teile den Streitpunkten näher traten, um so hoffnungsloser entfernten sie sich voneinander. Wie hätte Johann von Sachsen in irgendeiner Grundfrage einlenken können, wo er sich schon in den dogmatischen Verhandlungen von Schmalkalden seinen Nächstverwandten unzugänglich gezeigt hatte? Wie konnten der Papst oder sein Legat etwas Wesentliches preisgeben, nachdem sie längst so harte Löhne angeschlagen? Wie der Kaiser? Granvelle mochte die Forderung an die Protestierenden, sich bis zum Konzil der alten Kirche gemäß zu halten, mit der Verpflichtung der Athener durch Solon vergleichen, an seinen Gesetzen nichts zu ändern bis zu seiner Rückkehr, die niemals erfolgen sollte. Die tiefere Gesinnung seines Kaisers traf er damit nicht.

Den Kaiser römisch oder spanisch zu nennen oder ihn als kühlen Rechner hinzustellen, ist ganz unzulänglich. Unlöslich hingen ihm sein weltliches und geistliches Amt mit verwandter Heiligkeit ineinander, die Verpflichtung gegen-



über den Ahnen, das Hochgefühl des Souveräns und Lehnherrn, universales Kaisertum und hergebrachte weltumfassende Orthodogie. Er hatte das dem Papst verhaßte Konzil ebenso gefordert, wie rechtzeitige Reformen; in dieser Beziehung war das Erbe der Ximenez, Adrian und Gattinara auf ihn übergegangen. Jetzt aber war sein Stolz verletzt, daß alle seine eifrigen Bemühungen bei den Theologen und bei den Fürsten so wenig fruchteten. Er vergaß, daß er sich aus eigenen guten Gründen so huldvoll herbeigelassen hatte. Er sah zunächst nur den Mißerfolg — und bei dem Versagen des einen Mittels bot sich seiner Vorstellung zunächst nur das zweite oder dritte dar. Entzogen sich die Protestierenden dieser seiner Vermittlung und seiner Konzilsforderung, dann blieb nur Gewalt.

Die katholischen Stände lösten ihm die Zunge durch ihre Anfrage. Er beschied sie am 8. September, wiederum in einem Aktenstück, das in der ursprünglichen französischen Fassung ganz sein eigenes Werk gewesen zu sein scheint; er trug selbst Sorge für die Übersetzung in das Deutsche unter Aufsicht Ferdinands und des Pfalzgrafen.

Die Kursachsen und ihre Anhänger, so schrieb er, hätten seine gnädigen Bemühungen anerkannt, und doch jede Abweichung von ihren Artikeln unter Berufung auf ihr Gewissen rundweg abgeschlagen. Diese Art der Zurückweisung hätte er nicht erwartet; sie sollten sich nun daran erinnern, „daß Ihre Majestät ihr Souverän und unmittelbarer Herr sei, dazu Vogt der ganzen Christenheit“. Auch ihm erschiene nach seinem Gewissen geboten, zur Erhaltung seiner Ehre und Hoheit bei dem alten und durch langen Brauch geheiligten christlichen Glauben zu verharren; auch er habe ein Seelenheil und eine noch größere Verantwortung vor Gott als sie, die Stände. Ihm stehe es nicht an, in Grundfragen des Glaubens weiter entgegenzukommen oder ihre eigenwilligen Neuerungen zu billigen. Die Sache sei um so ärger, fügte er hinzu, als sie jetzt in seiner Gegenwart viel mehr verlangten, als zu der Zeit, da er durch die jetzt glücklich beendeten Kriege habe abwesend sein müssen.

„Wenn aber die Güte und Gnade seiner Majestät nichts fruchte“, werde er als allchristlichster Kaiser und katholischer Fürst bei der Bedeutung der Sache für ihn und den heiligen alten Glauben mit Gottes Hilfe seine Person und sein Vermögen einsetzen, unter Beistand und Beirat der Kurfürsten, Fürsten und Stände; auch den Papst und andere Könige und Potentaten veranlassen, sich ebenso zu halten. Wollen die Abgewichenen auf die Vorschläge des Kaisers wegen des Konzils eingehen, so werde man dort ihre Meinungen in Güte hören; andernfalls sie vorladen. Was aber die Kirchengüter betrifft, so sollen sie

wissen, daß sie mit Leib und Gut ihm als ihrem rechten Herrn untertan sind und das gegen alles Recht Genommene entweder restituieren oder ihm in Verwahrung geben sollen, wiederum bis zur Entscheidung des Konzils. Zu alledem möchten die altkirchlichen Stände sich äußern.

Das taten sie. Zuerst kurz, wohl am 12. September. Sie erklärten hart und trocken, daß man gegen die Abtrünnigen und Widerspenstigen als notorische Ketzer vorgehen müsse, ihnen alle Rechte und Hoheiten entziehen. Als der Kaiser aber mehr von ihnen zu hören begehrte, lenkten sie in ihrem ausführlichen Bedenken vom 16. September sehr wesentlich ein; man möge das Verhandeln nicht aufgeben; im übrigen sollten sie sich alle mit dem Kaiser zusammenschließen. Was sie leisten wollten, was sie aufzubringen gedachten, verrieten sie mit keiner Silbe. Die Geistlichkeit setzte den Plänen Ferdinands auf Heranziehung ihres Gutes für den Türkenkrieg jedenfalls einen entschlossenen Widerstand entgegen; das Reich sollte sie in allen Dingen schützen, aber sie waren wenig geneigt zur Gegenseitigkeit.

Wir verstehen, daß der Kaiser die Altkirchlichen kleinmütig fand.

Das schroffe Auftreten insbesondere des Kurfürsten Joachim von Brandenburg in den Sitzungen vom 22. und 23. September machte sie nur noch ängstlicher und die Gegner um so fester. Als den Ständen der Entwurf eines Abschieds vorgelegt wurde, wieder unter Ankündigung des allgemeinen Konzils, lehnten die Protestierenden unter Berufung auf das Evangelium und auf ihr Gewissen rundweg ab. Sie schickten sich an, eine Widerlegung der Konfutation zu überreichen. Allein weder der Kaiser, noch König Ferdinand, noch der Pfalzgraf Friedrich waren geneigt, das Schriftstück anzunehmen. Man bedeutete ihnen, die Zeiten des Verhandeln seien vorüber; allgemach sei die Stunde des Handelns gekommen. Vollends gegen ihre Berufung auf das Evangelium erhob sich der Kaiser zornig: „Ob sie damit etwa ihn und die übrigen Reichsstände als Widersacher des Evangeliums hinstellen wollten?“

Immerhin, sie hatten Ausstand bis zum 23. Nach einer Sonder Sitzung der Altkirchlichen folgte an diesem Tage die Plenarversammlung des Reichstags, in der Kurfürst Joachim im Namen von Kaiser und Reich den Gegnern nochmals ihren Hochmut verwies, das Evangelium gegen den ganzen übrigen Erdkreis allein für sich in Anspruch zu nehmen; Kaiser und Reich vermöchten auch nicht einzusehen, auf welches Evangelium sie sich bei der Wegnahme fremder Güter stützten; der Abschied sei milder und gütiger, als er von Rechts wegen hätte sein dürfen; sie möchten annehmen, um der deutschen Nation Schlimmeres zu ersparen. Der Kurfürst fügte hinzu, daß der Kaiser entrüstet sei über die An-

maßung ihrer neuen Apologie, da er seine Meinung als Vogt der Kirche endgültig ausgesprochen habe; sie sollten wissen, daß er sich mit den anderen Ständen zum Schutz der Wahrheit verbündet habe!

Das waren unmißverständliche Drohungen. Sie waren offenbar auch so scharf und gereizt vorgebracht, daß man selbst am Hofe Bedenken äußerte und mehrere altkirchliche Stände, besonders die übrigen Kurfürsten, sich bei Kurachsen entschuldigten. An der Sache selbst änderte das alles nichts.

Der so verheißungsvoll angesagte Reichstag endete in schrillen Dissonanzen. Der Landgraf von Hessen hatte sich schon nach Übergabe der Konfutation entfernt; auch er fand, daß nun die Stunde des Handelns geschlagen habe. Der Kurfürst von Sachsen, anders eingestellt, nahm förmlichen Abschied, aber in offenem Zerwürfnis mit dem Kaiser. Nur fürstliche Räte und Städteboten blieben zurück. Den Städten wurde noch einmal stark zugesetzt. Aber daß selbst Augsburg unter den Augen des Kaisers bei seiner Meinung verharrte, war tapfer. Alle Stände, die Neuerungen eingeführt hatten, lehnten die Annahme des Entwurfs am 13. Oktober erneut ab. So erging der endgültige Abschied vom 19. November in verschärfter Form eigentlich nur noch als eine Verlautbarung des Kaisers und der altkirchlichen Stände, „so diesen Abschied angenommen“. Für die übrigen wurde Bedenkzeit gegeben bis zum 15. April 1531.

Der von Theologie erfüllte Abschied machte sich die schärfsten Klagen der letzten Sitzungen zu eigen, „daß aus der hiervor verdamnten Lehre viel verführige Irrsal unter dem gemeinen Volke erwachsen, alle wahrhaftige Andacht verloren, alle christliche Ehr, Zucht, Gottesfurcht und Nächstenliebe gänzlich in Abfall gekommen seien“. Deshalb habe sich Ihre Majestät mit den altkirchlichen Fürsten zur Handhabung der alten Lehre und des hergebrachten Gottesdienstes vereinigt; — dann folgen alle Glaubensartikel und Bräuche, die bei Strafe an Leib und Leben bewahrt bleiben sollen. Das ganze alte Kirchenwesen wurde bei Acht und Poen des Landfriedens geschützt.

Das sollte durch Kammergerichtsmandate erfolgen, hinter denen schließlich doch nur die Gewalt stehen konnte.

Nun aber vollzog sich etwas sehr Merkwürdiges. Der Kaiser und die altkirchlichen Fürsten, die so drohende Worte in den Mund genommen hatten, blieben friedlich und zurückhaltend. Von ihrem laut angekündigten Bündnis hörte man vorerst nichts mehr. Auch die von Campegio und der Kurie mit Frohlocken aufgenommene Kriegsstimmung des Kaisers hatte doch nur in den Tagen seiner tiefsten Entrüstung, Ende September, zu dem Auftrag an seinen Gesandten Muretula geführt, die vor Florenz freigewordenen 5—6000 Spanier

nebst den Italienern zugleich als Bereitschaft für Deutschland nach Ungarn zu verlegen; er hatte keinerlei praktische Folgen. Noch weniger die vom Papst zögernd unterstützte Geldsammlung für den Krieg. Die Venezianer machten ihre boshafte Glossen dazu. Selbst der frühere kaiserliche Beichtvater Kardinal Loaysa überprüfte seine Ansichten. Die Ketzer auszurotten, schrieb er dem Kaiser, sei gewiß seine Pflicht, aber die Schwierigkeit unüberwindlich. Das Konzil wäre ein sicheres Mittel, indessen „Papst und Kardinäle wünschen es zum Teufel“. Die Altgläubigen seien kleinmütig, von den Franzosen kein Friede zu erwarten; auch der König von England würde mit dem Teufel selbst gegen den Kaiser ziehen. So „wage ich es, Euerer Majestät zu bitten“, faßt er seine Meinung zusammen, „weil das Gewissen dabei beruhigt bleiben kann, Euch wohl oder übel mit diesen Ketzern abzufinden und sie Euren Bruder in der Art untertan sein zu lassen, wie es die Böhmen sind“ — Gedanken von Ketzern und Kompaktaten, wie sie Karl noch jahrelang vorschweben sollten.

Ob der Kaiser bei entschlossenem Willen, wie man wohl behauptet hat, die Protestierenden damals leicht hätte niederschlagen können, bezweifle ich. Aber daß ihnen durch das Unterlassen kaiserlicher Gewaltmaßregeln erneut die Möglichkeit innerer und äußerer Rüstung gegeben wurde, ist sicher. Sie besaßen nun ihre förmliche Konfession. Sie nutzten auch die Mahnungen, die ihnen der Reichstag überreichlich gegeben hatte. Die Zeitumstände sollten ihnen weiter entgegenkommen.

Erfolge und Sorgen des Hauses Habsburg 1531

Seit 1519, in verstärktem Maße seit den Vorbereitungen zu Karls Fahrt nach Italien, war die Rede von Ferdinands Wahl zum römischen Könige. Nach altem Reichsrecht konnte sie erst erfolgen, wenn der Kaiser gekrönt war; das war nun geschehen. Aber der Goldenen Bulle entsprach die Wahl eines Bruders zu Lebzeiten des Kaisers keineswegs. So fehlte es nicht an Einwendungen, die durch Gunst und Gabe überwunden werden mußten. Es gab noch eine andere Schwierigkeit; das war die kirchliche Haltung des Kurfürsten von Sachsen. Sein Ausschluß von der Wahl wurde von den Mitkurfürsten nicht zugelassen; Kurmainz erließ auch an ihn die Einladung. Deshalb erbat der Kaiser in seiner sonderbar formalistischen Art vom Papste zwei Bullen genau entgegengesetzten Inhalts; die eine mit der Erlaubnis zur Mitwirkung des Kurfürsten bei der